Wie ich schreiben lernte

Autor(en): **Gessler, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **73 (1983)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1004160

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Paul Gessler †

Wie ich schreiben lernte

Im Jahr 1973 hat alt-Rektor Dr. PAUL GESSLER über das «Zustandekommen eines persönlichen Liederschatzes» in dieser Zeitschrift berichtet (63. Jahrgang, S. 17–23). Im Zusammenhang mit der Ausstellung über Schriftkunst im Kunstgewerbemuseum Zürich bin ich mit ihm in Kontakt gekommen und habe ihn gebeten, für unsere Zeitschrift zu berichten, wie er schreiben gelernt hat. Wir freuen uns, daß er diesem Wunsch in ausführlicher Form entsprochen hat.
In der Zwischenzeit ist Dr. Paul Gessler gestorben. Im Gedächtnis seiner Schüler, Freunde und Leser lebt er weiter. Th. G.

Sie hätten von mir gerne einen Bericht über die Geschichte meines Schreibenlernens. Gerne will ich Ihnen über diese unglückliche Sparte meines Lebens berichten.
Schreiben habe ich in der Dorfschule von Arlesheim gelernt. Ich bin natürlich dankbar, daß mir dort diese lebenswichtige Kunst beigebracht worden ist; aber es ist eine mißliche Geschichte, die ihre unglückseligen Folgen bis heute hat.
Ich bin im Jahre 1905 in die erste Primarklasse eingetreten im alten Schulhaus auf dem Domplatz (heute Gemeindehaus). Die 1. Klasse wurde jahraus, jahrein von derselben ledernen Lehrerin geführt. Wir erhielten die alte Fibel; ich besitze sie zwar nicht mehr, aber ich habe sie noch genau vor Augen, mitsamt ihren primitiven Illustrationen. Die Schrift, die sie uns vermittelte, war natürlich, wie bei uns damals allgemein üblich, die umständliche «deutsche» Kursivschrift mit ihren abenteuerlichen Buchstabenformen: *A B C P*
Das Lesenlernen machte mir nicht die geringste Mühe, obwohl ich keinerlei Vorkenntnisse mitbrachte, weder die Kursiv- noch die Druckschrift. Ich hatte es in wenigen Wochen los und konnte bald die ganze Fibel lesen, bis zu den erbaulichen kleinen Lesestücken auf den letzten Seiten. Man kann sich also vorstellen, wie mich das Schneckentempo langweilte, in dem es vorwärts ging; bis zu den besagten Lesestücken am Schluß gelangten wir gar nie, sondern als man sich ihnen endlich näherte, sagte die «Lehrin» hochgemut: «Jetzt wiederholen wir das Ganze von vorn an»; alles natürlich in der breiten, unschönen Dorfsprache von Arlesheim, zur nicht geringen Belustigung meiner Familienangehörigen.
Aber das Schreiben war eine Kunst, die mir, rein handwerklich, große Mühe bereitete. Das hängt vermutlich mit meiner zeichnerischen Unbegabung zusammen, aber doch auch mit der unglückseligen Methode, die damals und dort angewandt wurde. Wir schrieben zuerst natürlich mit Griffeln auf Schiefertafeln, ein unglückliches Material, das die Hand ver-

krampfte und zu keinem flüssigen Schreiben kommen ließ; man benützte es bis in die dritte Klasse. Als es endlich ans Tintenschreiben ging, erhielten wir sehr leichte gerippte Federhalter, mit denen man gar nichts in der Hand hatte, mit spitzen, harten Stahlfedern. Das Qualvollste aber war die Federhaltung, die verlangt, ja erzwungen wurde: die Verlängerung des Federhalters sollte genau hinter das rechte Ohr zielen; und die Hand sollte ständig so gewölbt sein, daß eine Maus hätte hindurchspringen können, wie man uns unablässig ermahnte. Das hatte zur Folge, daß man mit ganz kurzen Fingerbewegungen schrieb, die die Hand abscheulich verkrampfen mußten. So wurde mir das Schreiben zu einer mühevollen und verhaßten Betätigung und ist es bis heute geblieben. Um sie uns schmackhafter zu machen, erzählte man uns immer von einem legendären Gerichtsschreiber in Liestal, der zehn Stunden am Tag aufrecht dasitze, den Federhalter immer starr hinter das rechte Ohr gerichtet und die Hand immer gewölbt für das sagenhafte Mäuslein. Das war ein unerreichbares Ideal, das ständig das Schreibgewissen belastete. Mir machte es die größte Mühe, die Abstriche parallel herzukriegen. Meine Schrift stieß mich selber ab. Ich sehe noch das häßliche Bild der Überschrift vor mir: *Der Tannzapfen*

In den ersten beiden Klassen des Basler Gymnasiums, in das ich nach vier Jahren eintrat, hatten wir zwei Schreibstunden in der Woche. Das methodische Prinzip unseres alten Lehrers war das Im-Takt-Schreiben: jeder Buchstabe bekam eine unveränderliche Zahl von Bewegungen zugewiesen (wie in der Rekrutenschule der Gewehrgriff), meist eine für meine von Natur langsamen Bewegungen zu niedrige: sie gingen von 1 bis 3 Zuckungen. Der Lehrer diktierte mit einer bewunderungswürdigen Konzentration und Vorstellungsgabe in Zahlen: eins, eins, drei, zwei in einem recht forschen Tempo; plötzlich hieß es harsch: «Federn ab!!» Und dann ging der Lehrer von Bank zu Bank und kontrollierte streng, ob man gehorsam seinem Zählrhythmus gefolgt oder ob man voraus(!) oder hintendrein war; beides wurde mit einer «Tatze» quittiert. Das Voraus war mir unfaßbar; ich war meist hintendrein. Für den Lehrer muß dieser Exerzierunterricht trostlos öde gewesen sein; für den Schüler war er es nicht minder. Zur Ausbildung einer flüssigen, einem in der Hand liegenden Schrift hat er natürlich nichts beigetragen.
In der 3. Klasse erhielten wir einen menschlicheren Schreiblehrer, der den schönen Grundsatz hatte: «Jeder soll in dem Tempo schreiben, das ihm bequem ist.» Ich durfte also so langsam schreiben, wie ich wollte. Aber in der zweiten Hälfte des Jahres wurde die hohe Kunst der Rundschrift, der «Ronde», erlernt. Das machte mir Vergnügen, weil es eine Kunst war, die mich ästhetisch befriedigte und mit keinerlei Hetze verbunden war.

Aber jetzt setzte eine neue Entwicklungsphase ein, nämlich die pubertäre, d.h. man verspürte das dringende Bedürfnis, eine individuelle, eine «Charakterschrift» zu entwickeln. Das ging in wildem Sturme vor sich:

alle bisher eingeübten, eingedrillten Buchstabenformen wurden über Bord geworfen; man wollte sich selbst, den andern und dem Lehrer imponieren. Irgendeine Leitung dieser wichtigen Entwicklung wurde einem nicht zuteil. Man nahm sich selbst ein Vorbild, dem man nacheiferte. Für mich war es die Handschrift meines Vaters, der sich seinerzeit in einer – bald wieder abgebrochenen – Kaufmannslehre eine schwungvolle Schrift zugelegt hatte. Er schrieb «deutsche» Kursive mit winzigen Buchstaben; aber alle Eigennamen schrieb er in einer großen Antiqua, in der er die Majuskeln besonders groß und imponierend gestaltete. Als unser Deutschlehrer verlangte er, daß wir die Aufsätze in «deutscher» Kursivschrift abfaßten, mit der (falschen) Begründung: «Sie schreiben das griechische Thema auch nicht mit lateinischen Buchstaben.» Ich nahm ihm das ab und hielt mich bei allen deutschen Texten an die «deutsche» Schrift, bis in meine Studentenzeit, erst als Lehrer habe ich auf Antiqua umgestellt, die wir in der 4. Arlesheimer Primarklasse gelernt und «die lateinische Schrift» genannt hatten.

Meine «eigene» Handschrift hatte einmal eine verhängnisvolle Wirkung: in der 4. Gymnasialklasse wurde in einer Geographie-Schriftlichen die Frage nach drei wichtigen Städten im vorderen Orient gestellt: gemeint waren Bagdad, Beirut und Basra. Ich war stolz, daß ich alle drei wußte, und gab diesem Hochgefühl Ausdruck, indem ich eine Schreibgewohnheit meines Vaters besonders schwungvoll nachahmte und das große B der Antiqua mit einem übertrieben großen Sack versah: Bagdad ; B - G

Der Lehrer strich alle drei Namen an und behauptete, das heiße Gagdad, Geirut und Gasra. Als ich mich wehrte, es sei doch nicht denkbar, daß ich dreimal den gleichen Fehler gemacht habe, antwortete er mit dem ehrenrührigen Satz: «Geßler, dir ist alles zuzutrauen!»

Die letzte Etappe der Entwicklung meiner Handschrift hat vor etwa zehn Jahren begonnen, nämlich mit dem Alterszitteri: meine Hand gehorcht mir nicht mehr richtig, macht unwillkürliche Zuckungen und ist abscheulich verkrampft und ärgert mich damit. Ich schäme mich, wenn ich eine Karte oder einen Brief von Hand schreiben muß. Es gibt Tage, an denen es besonders schlimm ist. Sogar meine Unterschrift macht mir Mühe. Ich beneide dann jeden, der noch mit 70 oder 80 Jahren eine sichere und schöne Hand führt.

So wird man begreifen, wenn ich am Anfang gesagt habe, die Geschichte meiner Handschrift sei ein unglückliches Kapitel meines Lebens.